

Wo bleibt Karl Barth?

«Vor drei Jahren hielt der anerkannte Führer der neuen Orthodoxie in der Schweiz, der Professor für evangelische Theologie an der Universität Basel, Karl Barth, in der Stadtkirche in Thun eine vielbeachtete Rede oder Predigt, in der er mit aller Deutlichkeit gegen den Antikommunismus und gegen die Wehrbereitschaft des Westens Stellung bezog. Auch in einem gegen die Aufrüstung des Westens und vor allem Westdeutschlands gerichteten Brief an einen deutschen Pfarrer beteuerte Barth, daß er jeden europäischen Soldaten lieber sehe als einen deutschen; diesen möchte er nie mehr sehen. Karl Barth sah auch nach dem Fall Prags keine Gefahr für den Westen. Ja, er redete seinerzeit sogar den ungarischen Kirchenführern gut zu, sie sollten nur ihren Frieden mit dem stalinistischen System machen.

Seinem politischen Dogma folgten seine Jünger, die auf den Kanzeln unseres Landes stehen und die von Barth selber einmal als die «Schnurrbärte» bezeichnet wurden. Ihre Feindschaft gegen das «Tier aus dem Abgrund» (wie man in den Führerkreisen der Barthianer innerhalb der evangelischen Landeskirchen der Schweiz den Staat zu nennen pflegt, von dem man sich sehr ausreichend bezahlen läßt) hinderte sie daran, der Initiative Chevallier, die eine Begrenzung der Militärausgaben auf 500 Millionen Franken fordert, offen entgegenzutreten. Professor Karl Barth hat die Politik zu seiner unglücklichen Liebe gemacht. Als er vor bald 40 Jahren als Pfarrer von Safenwil im Aargau an seinem «Römerbrief» arbeitete, der seinen theologischen Ruhm begründen sollte, war er Mitglied der damals noch revolutionären und antimilitaristischen sozialdemokratischen Partei. Er hat schon damals seine politische Auffassung mit der gleichen dogmatischen Intoleranz verfochten wie heute, er ist auch politisch intolerant und von seiner Berufung zum Führertum überzeugt. Sein autoritäres Verhalten in der theologischen Auseinandersetzung entspricht seiner politischen Praxis und umgekehrt; seine politische Praxis ist von seiner theologischen Praxis nicht zu trennen.

Die Ereignisse in Ungarn haben dem Koexistenzlächeln ein Ende bereitet. Die Chevallier-Initiative, die Gesellschaft «Schweiz-Sowjetunion», alle Organisa-

tionen der intellektuellen Mitläufer sind erledigt. Es gibt allerdings auch in der Schweiz immer noch einige intellektuelle Helfershelfer der östlichen Despotie, vor allem den Stalinpreisträger Professor Bonnard in Lausanne. Aber viele andere, die in den letzten Jahren in die Irre gingen und nach Moskau starrten, von wo das Heil kommen sollte, haben sich eines Besseren besonnen und sich zu ihrem Volke und zur politischen Vernunft zurückgefunden. Einer nach dem andern meldet sich in der Presse, nimmt Partei für Ungarn, die schweizerische Freiheit und bricht mit dem Irrtum, dem er bis vor kurzem angehangen hat.

Nur Karl Barth schweigt bis heute. Er findet kein Wort der Verurteilung für die Machthaber im Kreml, kein Wort der Mißbilligung für den roten Militarismus, der die Freiheit Ungarns zertrat und die Freiheit Europas bedroht. H. Z.»

(Aus: «Rheinischer Merkur», Wochenzeitung für Politik, Kultur und Wirtschaft, Köln, 30. November 1956.)

Der Auszug aus dem zweiten Ghetto

«Wäre den Katholiken als Gesamtheit ihre Aufgabe in der Weltsituation von heute wirklich gegenwärtig, dann müßte ihr Verhältnis zur Mission ein ganz anderes als das durchschnittlich gewohnte sein. Sie müßten erkennen, daß die Mission die Vollendung des Erlösungswerkes, die Heimholung der Ungetauften in die Kinderschaft Gottes ist und somit der universale Auftrag der Kirche, der alle Teilzwecke in sich schließt. Sie müßten die providentielle Parallele zwischen der zeitgeschichtlichen Bewegung zur Einen Welt und dem Wirken für die Einung der Menschheit im Glauben als eine bestürzende Herausforderung erfahren und sich daran erinnern, daß die Integration der Völker im Imperium Romanum und dessen organisatorische Vereinheitlichung eine Vorbedingung für die Verbreitung des Christentums war: so daß heute wie damals die heilsgeschichtliche und die profangeschichtliche Situation sich decken und die Einheit beider Geschichtslinien sichtbar wird.

Statt dessen wird die Mission, wir sollten uns das eingestehen, oft als Ballast empfunden, als eine Sache, die ohne rechten Glauben an den Erfolg halb widerwillig betrieben wird, weil es nun einmal «dazugehört» und eben so üblich ist, oder gar als eine sentimentale Angelegenheit der